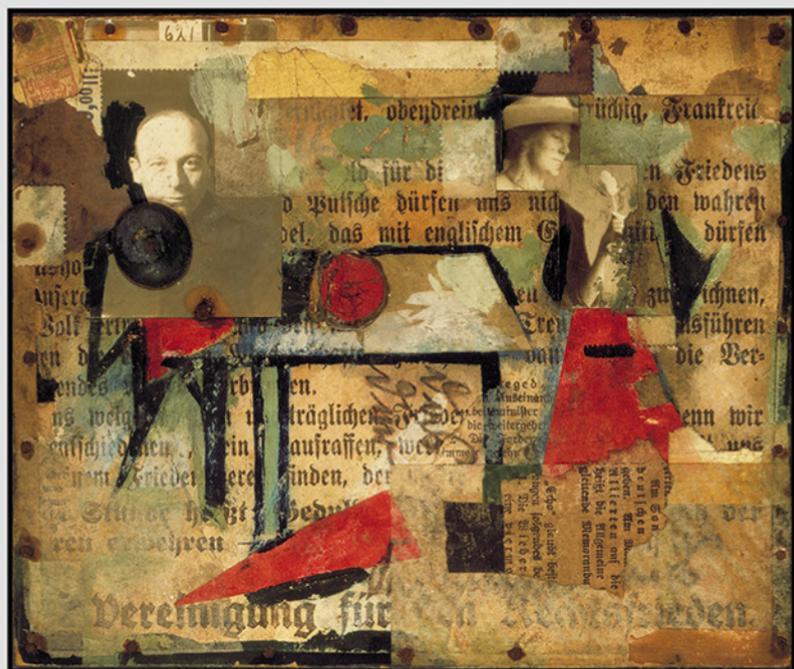


Mathias Wais  
Als Marilyn Monroe  
in den Himmel  
kam



Diskurs  
über die moderne  
Biographie

MAYER

.....  
Mathias Wais

Als Marilyn Monroe in den Himmel kam –  
Diskurs über die moderne Biographie

.....  
Mathias Wais

# Als Marilyn Monroe in den Himmel kam

Diskurs über die moderne Biographie

MAYER

Mathias Wais, geboren 1948, studierte Psychologie, Judaistik und Tibetologie in München, Tübingen und Haifa und schloss als Diplom-Psychologe ab. Eine psychoanalytische Ausbildung und Forschungen folgten. Er leitet seit 1985 das Dortmunder Zentrum »Beratungsstelle für Kinder, Jugendliche und Erwachsene« und ist Autor zahlreicher Sachbücher. Ausgedehnte Vortrags- und Seminartätigkeit.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dmb.ddb.de> abrufbar

ISBN 3-932386-81-7

© 2005 Verlag Johannes M. Mayer & Co. GmbH, Stuttgart · Berlin

Einband: Klaus Dempel, Stuttgart

Unter Verwendung von: Kurt Schwitters, Das Bäumerbild, 1920

Kurt Schwitters Archiv im Sprengel Museum Hannover

Foto: Michael Herling/Aline Gwose. © by VG Bildkunst, Bonn

Satz: de-te-pe, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

**Inhalt**

- »The Stories of the Street are mine« 7  
Vorwort aus den Straßen und Nebenstraßen
- Als Marilyn Monroe in den Himmel kam 11
- Die Menschen, die ich bin 20
- Die Stacheln der Stetigkeit 63
- »Pomp and Circumstance«  
Sieben Wege zu erfolgreicher Selbsttäuschung 72
- Ich bin Gegenwart 108
- Lena hört die Engel, vermutlich 129

.....

**»The Stories of the Street are mine«**

(Leonard Cohen)

Vorwort aus den Straßen und Nebenstraßen

Wissen sie noch, wer und was Ihnen heute über den Weg gelaufen ist? Als sie heute Morgen aus dem Haus gingen, trafen Sie den neuen Mieter aus dem Erdgeschoss vor der Haustüre. Er ist Kurde und blickte Sie groß an, als kämen Sie von einem anderen Stern. Sie haben kurz begrüßt und sind vorbei gegangen. Aus der Straßenbahn, auf dem Weg zur Arbeit, sahen Sie, weil Sie zufällig auf der linken Seite saßen, das große Plakat zur Eröffnung der neuen Konzertsaison. Sie haben sich vorgenommen, am Abend dort vorbeizugehen, das neue Programm mitzunehmen. Neben Sie setzte sich ein Punker. Sie rückten etwas zur Seite. Der Punker sprach Sie ebenso heiter wie etwas provozierend an: »Haben Sie etwas gegen mich?« Ehe Sie ansetzen konnten, ihn zu beschwichtigen, und während Sie noch überlegten, wie Sie ohne Aufhebens hier weg kommen könnten, erkannten Sie ihn. Es war der Sohn Ihres Apothekers. Er war ein paar Jahre mit Ihrem Sohn in der Handballmannschaft und Sie kennen ihn von daher flüchtig, und zwar als moderaten Jüngling. Sie kamen ins Gespräch mit ihm und waren erstaunt über seine Belesenheit und seine Detailkenntnis in aktuellen politischen Fragen. Sie fanden das Gespräch mit ihm ausgesprochen erfrischend. Sie haben sich dabei selbst wieder jünger gefühlt. Und es fiel Ihnen wieder ein, dass Sie mit 18 Jahren ein ganzes Jahr lang allein quer durch Schottland gewandert sind, fast ohne Geld, von Dorf zu Dorf, und dass es gut gegangen ist, und dass Sie nie mehr so viel menschliche Offenheit und Interessiertheit erlebt haben (auch an sich selbst) wie damals. Komisch, dass Sie das vergessen hatten.

Im Büro ging alles seinen gewohnten Gang. Am Nachmittag, aber das ist heute auch schon fast Routine, kam die Meldung von der Insolvenz eines für Ihre Abteilung wichtigen Geschäftspartners. Sie kennen seine Frau. Sie wird jetzt job-

8 ben gehen müssen. Vor drei Jahren waren Sie selbst arbeitslos gewesen. Es war finanziell sehr eng, aber Sie können heute noch das Gefühl der Unabhängigkeit aufrufen, das diese Zeit trotz allem auch wertvoll für Sie gemacht hat. So viele Kontakte mit Freunden, Bekannten und Verwandten wie in diesen drei Jahren hatten Sie weder zuvor noch danach. Es war eine intensive Zeit. Jetzt haben Sie zum Glück wieder Arbeit. Aber manchmal ist Ihnen etwas langweilig und Sie fühlen sich eingezwängt in Routineabläufe.

Nach der Arbeit gingen Sie Richtung Konzerthaus wegen des Programms. Dabei trafen Sie in einer Nebenstraße auf einen alten Schulfreund aus der Gesamtschule. Sie entschlossen sich spontan zu einem gemeinsamen Bierchen. Beide wollten Sie damals Rennfahrer werden. Kein Autorennen haben Sie im Fernsehen ausgelassen. Gemeinsam sind Sie zum Nürburgring getrampt. Er ist zwar nicht Rennfahrer geworden, aber Testfahrer bei einer Sportwagenfirma. Sie beneideten ihn etwas, als er jetzt davon erzählte. Nicht weil er mehr verdient als Sie, sondern weil er, wie er selbst das nannte, »sich selbst treu geblieben« ist.

Mit einer leisen Beunruhigung im Herzen, ja, etwas aufgeregt eigentlich, haben Sie sich schließlich auf den Heimweg gemacht. Dass Sie das Programm holen wollten, haben Sie vergessen.

Wer sind Sie? Woher wissen Sie, wer Sie sind? Sind Sie sicher, dass Sie diese und nur diese Person sind, als die man Sie kennt und als die Sie sich kennen? Und was heißt kennen? Hätten Sie nicht auch als Asylant in ein fremdes Land gespült werden können, ohne Sicherheiten? Hätten Sie nicht auch eine Punkerphase durchleben können? Wieso sind Sie nicht Rennfahrer geworden? Waren Sie die gleiche Person in der sozial dichten Zeit der Arbeitslosigkeit wie danach als Angestellter? Woher wissen Sie, wer Sie wirklich sind? Wieso nehmen Sie an, dass Sie *eine* Identität haben? Vielleicht haben Sie ja mehrere. Vielleicht sind Sie gar nicht so eindeutig, wie Sie sich dort oben in der vierten Etage, in Ihrem Glasbüro fühlen. Was wäre, wenn Ihnen der ehemalige Schulfreund und heutige

Testfahrer einen Job an seiner Seite angeboten hätte? Hätten Sie Ihre jetzige Stelle aufgegeben und etwas Neues angefangen? Und wovon hängt das ab? Sind Sie vielleicht ein moderner Mensch?

Die Zeit der wohlgesetzten pauschalen Aussagen über den Menschen, seine Biographie und seine Identität scheint vorbei – weil die Menschen derart vielschichtig sind in sich selbst und in ihren Lebenswegen. Oft bedingt durch äußere Ereignisse, sind ihre Lebensläufe nicht mehr geradlinig und vorhersehbar. Und deshalb lässt sich heute nur noch erzählend darstellen, was es mit dem Menschen auf sich hat. Und noch jede Erzählung über irgendeinen Menschen könnte auch ganz anders verlaufen. Bitten Sie einmal zehn Ihrer Freunde, sie möchten Ihren Lebensweg erzählen, so, wie diese Sie kennen. Ich wette, Sie bekommen zehn verschiedene Erzählungen. Wer sind Sie also wirklich? Sind neun Erzählungen falsch und eine richtig? Oder sind etwa mehrere richtig – oder alle?

Davon handelt dieses Buch – dass viele, vielleicht alle Erzählungen über einen Menschen richtig sind und dass es deswegen keine Eindeutigkeit gibt und dass wir trotzdem alle in den Himmel kommen. Außer natürlich der Fleischermeister um die Ecke, der jetzt zum dritten Mal in diesem Monat den Preis für Ihre Lieblingswurst »angepasst« hat, wie er sich ausdrückt.

Herzlich bedanken für inspirierende Kommentare möchte ich mich bei Johanna S. Wais; bei Wolfgang Ch. Schneider für die detaillierte Auseinandersetzung mit meinem Manuskript und kenntnisreiche Hinweise; bei Johannes W. Schneider für weitreichende Hintergrundgespräche, bei Helga Köster-Wais für ihre stete Ermutigung und bei meinem ehemaligen Studienkollegen Leonard W. Morrison unter anderem für die unübertreffbaren Knoblauch-Kartoffeln im Lachsmantel. Ihnen allen herzlichen Dank.

Leonard kommt eine Art Mitautorschaft zu, denn er hat einige Abende seiner dreimonatigen Gastdozentur hier geopfert, um mit mir im Gespräch den Fragen nach dem modernen Menschen nachzugehen. Leonard, ein durchaus undramati-

- 10 scher Bürger in New York, Psychoanalytiker seines Zeichens, hat die Eigenart, gerade dann scharfzüngig zu werden, wenn er in Gefahr ist, sich zu interessieren. Dies nur zur Warnung. Er hat eine Reihe seriöser Sachbücher geschrieben sowie einen weniger seriösen Kriminalroman. Ich hatte mir gerade ihn als Gesprächspartner gewünscht, weil er prinzipiell anderer Meinung ist als ich. Jedenfalls tut er gerne so. Eben deshalb verstehen wir uns so gut.

## Als Marilyn Monroe in den Himmel kam

»Ich bin die öffentliche Frau  
 ich hab den Mund, der viel verspricht  
 ich bin der Traum, von dem du lebst  
 bin das Tabu, das dir so fehlt.«  
 (Rosenstolz)

Erstinstanzlich, damit war zu rechnen, verwies man Marilyn Monroe nach ihrem Tode in die Hölle: ein lasterhaftes Leben, Lügengeschichten; eine Sirene war sie gewesen, hatte dem Mann den Kopf verdreht; schließlich Selbstmord.

Als der Teufel, der täglich zur Mitternacht die Lebensläufe der Neuzugänge studiert, auf Monroes Akte stieß, stutzte er. Er blätterte in dem Konvolut vor und zurück, las einige Seiten mehrmals, verglich einzelne Passagen miteinander. Auf seiner Stirn erschienen immer mehr Falten. Schließlich schüttelte er langsam den Kopf.

»So schlimm?«, fragte der Zwackmeister und griff schon, strenge Befehle erwartend, nach der glühenden Zange.

»Ich finde die Kandidatin in diesen Unterlagen nicht. Dieses Sammelsurium aus erfundenen und wahren Geschichten, aus halbseidenen Beziehungsepisoden, aus Rollen, Posen und Spiegelungen von Männerphantasien – wer war sie wirklich? Ist es überhaupt *ihr* Leben, das hier aufgezeichnet ist? Mir kommt vor, ich lese hier mehr über die Menschen, mit denen sie zu tun hatte, über ihre Kollegen, Filmproduzenten, ihr Publikum, als über sie selbst. Als hätte sie nicht sich selbst gehört.«

Einige Mitarbeiter runzelten die Stirn, andere blickten einander etwas ratlos an.

»Und sie war sich selbst im Klaren darüber«, fuhr der Teufel fort, tief über die Akte gebeugt. »Hier steht: ›Ich wusste, dass ich dem Publikum gehörte, dass ich der Welt gehörte ... nicht weil ich schön war, sondern weil ich nie einem einzel-

12 nen Menschen gehört habe. Das Publikum war meine einzige Familie.«

Der Teufel setzte sich auf den Rand des großen Ölkessels, in dem die Neueingetroffenen vorbehandelt werden. Er legte sich Marylins Akte auf die Knie, um besser darin blättern zu können.

»Es ist ja wohl kein Wunder«, sagte er mehr zu sich selbst als zu seinen Mitarbeitern, »in der Kindheit nichts als Beziehungsabbrüche. Immer wieder verschoben von einer Pflegefamilie zur anderen, zwölf Mal insgesamt. Ihren Vater kannte sie gar nicht. Keine Wurzeln also ...«

»Mir kommen gleich die Tränen«, flüsterte der Gehilfe des Innereienmitstaubauffüllers zu seinem Nebenmann.

»Vielleicht hat er heimlich Psychologie studiert«, antwortete dieser grinsend.

»Ich frage mich, wer sie eigentlich ist«, knurrte der Teufel. »Sie schien es ja selbst nicht zu wissen. Hört mal zu. Über einen Auftritt als Sängerin sagt sie einmal: ›Es ist, als ob es einem Menschen neben mir passiert. Ich bin in der Nähe, ich kann es fühlen, aber ich bin es nicht wirklich.‹ Wenn man auch keinen eigenen Namen hat ...«

»Wie meinst du das, Chef?«, fragte der Adjutant. »Auf der Zuweisungsliste wird sie als Marilyn Monroe bezeichnet, und das steht auch auf der Akte.«

»Sowohl diesen wie all die anderen Namen haben ihr andere gegeben. Als sie noch Covergirl war, pflegte ihr jeder Fotograf einen anderen Namen zu geben. Für jedes Bild musste sie eine andere sein. Später gaben ihr ihre Männer, ihre Filmproduzenten Namen. Sie scheint ihre Identität schließlich geradezu darin gesucht zu haben, was andere in ihr sehen ...«

»Hört, hört, eine Ütöntütät hat sie gehabt«, nälerte der Nadelmeister im Hintergrund, »so was Feines aber auch.«

Mit kräftiger Stimme, eine Spur zu laut vielleicht, als wollte er den frechen Einwand aus den hinteren Reihen nachträglich übertönen, wandte der Adjutant ein: »Die Kandidatin hat der Reihe nach ihre Mitmenschen benutzt, Meister.«

»Was blieb ihr anderes übrig, als ihr Lebensgefühl, ihre Lebensberechtigung aus ihrer Leinwandfamilie zu ziehen. Sie konnte sich anders nicht spüren. ›Wenn ich träumte, dass die Leute mich ansahen, war ich weniger einsam,‹ steht hier. Und: ›Wenn die Scheinwerfer und die Kameras auf mich gerichtet waren, sah ich mich plötzlich selbst.‹ Was ist das für eine Biographie? Was ist das für ein Ich? Ein Patchwork bestenfalls.«

»Englisch züngelt er jetzt auch noch«, ließ sich der Seilspanner an der Streckbank vernehmen.

Doch der Teufel war zu vertieft, um es zu hören. »Sie war berühmt. Aber wer war da berühmt? So wenig sie sich selbst kannte, wenn keine Kameras und Scheinwerfer auf sie gerichtet waren, so wenig war anderen ihr Ich bekannt. ›Sie glauben, dass deine Berühmtheit ihnen das Recht gibt, dir alles zu sagen, egal was – und dass es dir nicht wehtut – so, als ob sie mit deiner Kleidung reden,‹ sagte sie zu einem Interviewer. ›Die Menschen schauen mich an, als ob ich ein Spiegel bin und kein Mensch. Sie sehen nicht mich, sondern ihre eigenen verborgenen Gedanken, und dann waschen sie sich rein und behaupten, dass ich diese geheimen Gedanken verkörpere.«

»Aber ihre Ausschweifungen ... Sex and drugs, wenn ich so sagen darf.«

»Sie schien mit ihrem Ich nicht in dem zu sein, was sie tat, und auch nicht darin, wie sie wirkte. Einmal bekennt sie: ›In meinem Kopf existierte kein Sex ... In Wahrheit war ich mit all dem Lippenstift, dem Mascara und den frühreifen Kurven so wenig sinnlich wie ein Fossil. Aber auf die Leute schien ich einen ganz anderen Eindruck zu machen.«

»Sie hat ihre Mitmenschen zum Narren gehalten, Meister.« In der Stimme des Adjutanten lag etwas Ungeduldiges.

»Hör aber, was sie selbst dazu sagt: ›Ich habe nie jemanden zum Narren gehalten. Sie haben es selbst getan. Sie erfanden eine Rolle für mich, und ich widersprach nicht. Sie liebten eine Person, die ich nicht war. Als sie das herausfanden, gaben sie mir die Schuld, weil ich ihnen ihre Illusionen genommen und sie zum Narren gehalten hätte.«

»Sie hat sich selbst getötet«, sagte der Adjutant eindringlich, »das schwerste Verbrechen, Chef. Können wir jetzt mit der Arbeit anfangen?«

»Hat sie wirklich *sich* umgebracht, ihr Ich ausgelöscht? Hat sie sich womöglich nur befreien wollen von all den Zuschreibungen?«

In den hinteren Reihen kam Unruhe auf. »Will er uns jetzt arbeitslos machen?« – »Er kann sich ja bei der Anwaltskammer als Verteidiger eintragen lassen.« – »Weichei.« – »Ist doch klar: Es geht um Stellenabbau.« – »Er wird alt.«

Der Teufel nahm seinen Blick von der Akte und richtete ihn in eine weite Ferne. »Ich weiß nicht, was ich mit ihr anfangen soll. Wen könnten wir hier brennen, mit glühenden Zangen kneifen oder siedeln? ...«

»Oder peitschen«, fiel der Gertenverwalter begeistert ein.

»Ich finde hier keinen personalen Kern ...«

»Den hat sie also auch noch«, zischte jemand hinten links.

»... an dem sich pönitenzial hantieren ließe. Man kann in diesem Fall einzelne Sünden bestrafen, aber nicht den Menschen als Ganzes.«

»Und wieso nicht?« Der Adjutant war inzwischen etwas entnervt.

»Weil sie kein ganzer Mensch ist.«

»Das verstehe ich nicht, Meister.«

»Ich auch nicht.«

Es entstand eine lange Pause. Ein dumpfes Gefühl von Unsicherheit legte sich lastend über die Anwesenden. Die Gehilfen wurden nervös, einige kicherten aus Verlegenheit. Die Abteilungsleiter und Verwalter der Verschleißmaterialien spürten, dass etwas anders war als sonst, und blickten die zapfeligen Gehilfen streng an. Allenthalben wurden sorgenvolle Blicke auf den Teufel geworfen.

Dieser senkte wieder den Kopf, strich fast zärtlich über die geschlossene Akte und murmelte: »Man müsste eine Kommission bilden ...«

»Um Gottes willen«, entfuhr es dem Nagelbretzurichter-gesellen. Sofort versetzte ihm sein Vormann einen scharfen

Hieb mit der Peitsche. »Entschuldigung. Aber sollen wir jetzt palavern statt unserer Arbeit nachzugehen?«

Der Teufel legte die Akte zur Seite und erhob sich. Unübersehbar bereitete ihm dies einige Mühe, so dass sich einige fragten, ob er inzwischen einen Bandscheibenschaden habe.

»Ruft sie her.«

Und man brachte die Kandidatin vor den Teufel.

»Es tut mir leid, junge Frau«, sprach er, »wir können hier nichts für Sie tun. Versuchen Sie es im Himmel.«

Geraune im Saal. Tumult lag in der Luft. Der Fingernagel-ausreißgeselle weinte.

Als Marilyn Monroe in den Himmel kam, registrierte sie zunächst keiner. Etwas verloren stand sie in der Vorhalle. In der Ferne waren Harfenklänge zu hören. An der Seite stand, als einziger Einrichtungsgegenstand, ein Regal mit Biosäften zur Selbstbedienung.

Erst als Marilyn's Rohrpostakte aus dem Auffangkorb fiel, wurde sie aufgerufen, aber nicht mit ihrem Künstlernamen, sondern mit ihrem Geburtsnamen: »Norma Jean Baker, tritt ein.«

Gott und seine Engel saßen im Aufnahmeraum und tranken Tee, als die Türe aufging. Er und die Engel blickten zur Türe – und sahen nichts. Die Türe ging wieder zu, ja, man konnte sehen, wie die Türklinke in die Waagrechte rastete, aber niemanden, der sie betätigte.

Gott kniff die Augen zusammen, bewegte den Kopf hin und her und rauf und runter, als versuchte er, im Nebel etwas zu erkennen. »Was ich allenfalls erkennen kann«, sagte er zu seinem Sekretär, der neben ihm stand, »sind Fragmente. Und das ist noch höflich ausgedrückt. Ich sehe eigentlich nur Fetzen, einzelne Posen, kurze biographische Sequenzen; Rollen, nichts Eindeutiges, kein zusammenhängendes Lebenspanorama. Ich sehe kein Ich. Allenfalls so etwas wie eine Wunde. Ansonsten: Sünden, Lügen, Ausschweifungen.«

»Diese Seele ist uns von der Hölle zugewiesen worden, Herr«, flüsterte der Sekretär zurück.

»Ein Irrläufer? Eine Sünderin zumal. Hat sie nicht, ihres Milchgeschirres ledig, sich für die Öffentlichkeit ablichten lassen?«

Einige Engel blickten betreten zu Boden.

»Immerhin war sie Mitglied der Anthroposophischen Gesellschaft«, gab ein anderer Engel zu Bedenken.

»Na und? Sehen muss ich sie und erkennen können.«

»Ich glaube, sie hat sich selbst nicht gekannt, Herr.«

»Das macht die Sache nicht einfacher für uns.«

Aus den hinteren Reihen murmelte ein Auszubildender: »Wenn er nicht weiter weiß, spricht er von ›uns‹. Wenn er durchblickt, sagt er ›ich‹. Ist auch nicht gerecht.«

»Du bist auf Probe hier«, flüsterte sein Anleiter, der neben ihm saß.

Gott strich sich lange über seinen weißen Bart, zwirbelte einzelne Haare in Gedanken zusammen, rieb seine Nase. »Ich glaube, da müssen wir mal die jungen Leute ranlassen. Man rufe den Sohn.«

Der Sohn trat ein, den Kopfhörer seines Walkmans noch im Ohr.

»Wenn du dir, mein Sohn, freundlicherweise mal die Stöpsel aus dem Ohr nehmen würdest, könnte ich dich um deine Einschätzung bitten.«

»Ich kann beides, Musik hören und zugleich dir zuhören.«

»Früher wäre es eine Geste der Höflichkeit gewesen ... Was hörst du da eigentlich?«

»Gregorianische Gesänge.«

Gott räusperte sich. »Nun, wie auch immer. Es geht darum, dass ich so langsam entweder eine Brille brauche oder hier ist wirklich keine zusammenhängende Seele zu sehen, kein Ich, wie ich es kenne.«

Der Sohn ging etwas näher in Richtung zur Tür. Auch er hob und senkte den Kopf, um die Kandidatin in den Blick zu bekommen.

»Siehst du etwas?«, fragte Gott.

»Nicht wirklich, Vater. Ein paar Fetzen, Posen ...«

»Jaja, das sehe ich auch.«

»... Abbrüche. Doch keine Gestalt.« Der Sohn löste seinen Blick von der Tür, trat einige Schritte zurück und schloss die Augen. Er nahm den Kopfhörer ab. Dann wandte er dieser Seele sein Ohr zu. Ein Lächeln löste seine Gesichtszüge.

»Lass uns an deiner Freude teilhaben, mein Sohn.«

»Ich kann sie hören, Vater.«

»Hören? So, so. Und was hörst du?«

»Eine Art Musik. Allerdings ist sie gewöhnungsbedürftig. Eine Musik, die unabgeschlossen ist und vieles offen lässt.«

Der Engel an der Harfe hob die linke Augenbraue hoch.

»... eine Musik, durch die man hindurchgehen kann ...«

Der Engel an der Harfe hob auch die andere Augenbraue.

»... eine Musik, die Fragen aufwirft. Es wirkt disharmonisch im ersten Moment.«

Engel, die Schalmeien und Trompeten trugen, blickten etwas gereizt.

Gott lachte lauthals. »Also deshalb hat man sie von der Hölle fortgeschickt. Nicht mal dort konnten sie die Missklänge ertragen.«

Ein Engel der Jubilationsabteilung sah Gott indigniert an.

»Ein Scherz«, beeilte sich Gott zu sagen und nahm sogleich wieder einen würdevollen Gesichtsausdruck an.

»Sehr witzig, Vater. Nein, der Teufel konnte mit dieser Seele nichts anfangen, weil er das Neue nicht kennt.«

»Und was wäre hier das Neue, mein Sohn?«

»Das kann ich nicht mit einem Satz sagen. Kann man Musik in Worten erzählen?«

»Meine Güte, ein Hinweis wenigstens ...«

»Es könnte sich um den modernen Menschen handeln, Vater.«

»Wie bitte? Diese?« Und Gott zeigte dorthin, wo die Seele zu vermuten war.

»Ein Vorläufer zumindest. Du kannst sie nicht ohne weiteres sehen, weil sie von ihrem ursprünglichen Schicksalsplan abgekommen ist, abgebracht wurde. Ein Dutzend Pflegeeltern, ein Waisenhaus, Missbrauch, es ist keinerlei Kontinuität in diesem Leben. Sie hatte keinen Halt in sich. Sie suchte Halt

18 in dem, was man in ihr sah. Sie wirkt zerfleddert auf dich, weil sie mehr aus ihr Zugeschriebenem besteht als aus Eigenem. Aber vielleicht liegt ja etwas Richtiges darin ...«

»Ich unterbreche dich ungern. Aber schon aus Fürsorge für meine hier anwesenden Mitarbeiter muss ich dich bitten, die Kirche im Dorf zu lassen. Was soll Richtiges darin liegen, nur zur Verfügung zu stehen?«

»Wenn der Gestus in diesem Fall misslungen ist, muss das nicht heißen, dass er prinzipiell falsch ist. Natürlich war sie zu offen für das, was auf sie zukam und ihr zugeschrieben wurde. Sie hat es aufgesogen, bis sie selbst verschwand im Identitätsverlust. Dennoch: Stehen nicht deine Mitarbeiter auch zur Verfügung?«

Lange Falten zeigten sich plötzlich auf Gottes Stirn.

»Der Mensch heute steht wahrscheinlich anders in seiner Zeit, als du das von früher her kennst. Offener. Natürlich darf er sich darüber nicht verlieren, wie es bei dieser Seele geschehen ist. Aber wenn er dabei bei sich bleiben könnte, wäre er dann nicht ein verantwortungsvoller Mitarbeiter deiner Ziele auf Erden?«

»Dein Wort in Gottes Ohr«, sagte Gott – und stutzte sogleich verlegen. »Nun, äh, jedenfalls wäre ich nicht darauf gekommen angesichts dieser merkwürdigen Seele, die hier vor uns steht und die wir im Moment nur schattenhaft, bruchstückhaft ...«

»Ich darf darauf aufmerksam machen, Herr«, wandte der Engel mit der Schriftrolle mit etwas angespannter Stimme ein, »dass ein solcher Lebensweg hieramts nicht vorgesehen ist.«

»... sehen können. Dennoch muss man mich nicht unterbrechen. Was ich also sagen wollte, ist dies«, und er erhob sich mit einer für sein Alter erstaunlichen Spannkraft und Behändigkeit, »ich werde eine Kommission einberufen.«

Trompeten, Schalmeien und Harfen erklangen. Die Engel waren froh, dass Gott wieder zugriff. So kannten sie ihn.

»Und zwar eine Kommission, die herausfinden soll, was es mit dem modernen Menschen auf sich hat. Ob womöglich

etwas Sinnvolles in dieser Brüchigkeit und Mehrdeutigkeit liegt, von der...« – er zögerte etwas, doch dann fuhr er entschlossen fort – »uns diese Dame wie unter dem Vergrößerungsglas Kenntnis bringt.«

Der Schalmei entfuhr ein Misston. Einzelne Instrumente verstummten.

»Du, Michael«, und Gott wandte sich zum Erzengel Michael, der kein Instrument spielte, aber höchst interessiert die Szene verfolgt hatte und dabei die kleine Echse streichelte, die er auf dem Arm zu tragen pflegte, »du, Michael, wirst die Kommission leiten.«

Zufrieden wandte er sich sodann seinem Sekretär zu: »Noch etwas Tee, bitte.«

Und Michael benannte einige Engel und setzte sogleich den ersten Sitzungstermin an.

»Wie nennen wir unsere Kommission, Michael?«

»Wie wäre es damit: ›Gott sucht den modernen Menschen‹.«

»Oder vielleicht: ›Der moderne Mensch sucht Gott?‹«

Michael lächelte und ließ die Echse auf dem Tisch krabbeln.

»An die Arbeit, Leute.«

## Die Menschen, die ich bin

Leonard hatte die kleine Parabel über Marilyn Monroe im Flieger gelesen. Ich hatte sie ihm nach Brooklyn geschickt. Gleich an unserem ersten Abend, zwei Tage nach seiner Ankunft, wir waren ins Bistro essen gegangen, zog er sie aus der Tasche.

L.: »Ist das dein Ernst? Hältst du Monroes Schicksal, die Fragmentiertheit ihrer Person, wirklich für typisch? Soll das der moderne Mensch sein, um den es dir in deinem geplanten Buch geht?« Und er blickte mich über seine Lesebrille hinweg etwas bedenklich an. »Soll sich der Leser darin wiederfinden? Der moderne Mensch – ein gebeuteltes, desorientiertes, ausgebeutetes und ausbeutendes Menschenkind?«

Leonard hatte augenscheinlich Lust auf ein Streitgespräch.

M.: »Nein. Monroes Schicksal ist sicher nicht typisch im Sinne von repräsentativ. Aber in der Zuspitzung und Vereinseitigung kann etwas deutlicher werden als im Aufzählen des Repräsentativen.«

L.: »Das wäre erst zu belegen«, entgegnete Leonard erwartungsvoll.

M.: »Darf ich dich ins Kino einladen? In der Nachtvorstellung wird ›Schultze gets the Blues‹ gezeigt.«

L.: »Wenn es kein Bestechungsversuch ist ...«

Schultze, Bergarbeiter seines Zeichens in der zweiten Generation, wird wegen seiner gesundheitlichen Probleme vorzeitig in den Ruhestand versetzt. Tag für Tag vollzieht sich sein Leben in von je her geregelten Bahnen, gleichmäßig und vorhersehbar noch bis in seine Freizeit hinein. Deren einziger Höhepunkt ist das jährliche Fest des örtlichen Musikvereins. Schultze spielt hier jedes Jahr, wie schon sein Vater, einen beliebten Ländler auf dem Akkordeon.

Eines Abends dreht er beiläufig und eher aus Langeweile das Radio an. Wie eine Botschaft aus einer anderen, nie geahnten Welt dringt ein Fragment südstaatlich-amerikanischer Folkmusik in sein Ohr. Irritiert stellt er das Radio ab, zu fremd